Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 14. April | 1921 / Nr. 86.

Das Geheimnis des Schränkchens.

Roman von

Burton E. Stevenson.

(33. Fortsetzung.) Nachdruck verboten

Ich bemerkte, daß Pigots Auge aufflammte, und daß sein Antlitz vor Aerger errötete, denn Gradys Stimme klang einfach unverschämt. Einen Augenblick glaubte ich, daß er sich weigern würde, fortzufahren, aber er beherrschte sich.

Jetzt, wo er mir gegenüberstand, in voller Beleuchtung, konnte ich ihn besser beobachten, als mir auf dem Dampfer möglich gewesen war, und ich betrachtete ihn mit großem Interesse. Er war ein typischer Franzose — glattrasiert, mit zahllosen kleinen Runzeln im sehr blassen Gesicht, mit riesigen buschigen Augenbrauen und kurzgeschnittenem Haar, das so weiß war wie sein Antlitz. Aber was mich am meisten anzog, war sein Mund — ein Mund, der zu gleicher Zeit fein und humorvoll, ein wenig groß und trotzdem mit seinen vollen Lippen auf Kraft hinweisend, doch immerhin nicht zu voll war, um doch auch Geist auszudrücken. Er mochte etwa sechzig Jahre alt sein, wie ich vermutete; er hatte das Benehmen eines Mannes, der hundert bedeutsame Erlebnisse überstanden hatte, ohne ein einziges Mal sein sicheres Auftreten zu verlieren. Sicherlich war er auch jetzt nicht im Begriffe, es zu verlieren.

„Die Geschichte, die ich Ihnen zu berichten habe," begann er wieder in seinem sorgfältigen Englisch, Wort für Wort betonend, „bezieht sich auf den Diebstahl der berühmten Michaelowitsch-Diamanten. Sie werden sich vielleicht dieses Falles erinnern."

Ich erinnerte mich natürlich daran, denn der Raub war mit solchem Scharfsinn und mit solcher Kühnheit geplant und ausgeführt worden, daß seine Einzelheiten sofort meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten — ganz abgesehen von den Diamanten selbst, die die berühmte Sammlung des Großfürsten Michael von Rußland bildeten, welcher sich in Paris aufhielt, da er in seinem Vaterlande keine Beachtung fand und auch weil seinen Neigungen die französische Hauptstadt besonders entsprach. Die Sammlung wurde auf annähernd acht Millionen Franken geschätzt.

„Dieser Diebstahl," fuhr Pigot fort, „wurde auf eine gleichzeitig so kühne und einzigartige Weise ausgeführt, daß wir sicher waren, daß es nur das Werk eines Menschen sein konnte — eines Schurken namens Crochard, der sich selbst der „Unbesiegliche" nennt — eines Schurken, der uns schon große Sorge bereitet hat, den wir aber nie zu überführen imstande waren. Und in diesem Falle hatten wir gar keine direkten Beweise, daß er der Schuldige war; wir unterwarfen ihn einem Verhör und fanden, daß er für ein einwandfreies Alibi gesorgt hatte; daher waren wir gezwungen, ihn wieder freizulassen. Wir wußten, daß es ganz nutzlos sein würde, ihn festzunehmen wenn wir nicht einige der Juwelen in seinem Besitze vorfinden würden. Er erschien wie gewöhnlich auf den Boulevards, in den Cafés, überall. Er lachte uns ins Gesicht. Für uns war es nicht angenehm, aber unser Gesetz ist genau. Es ist für uns eine sehr ernste Sache, einen Menschen zu beschuldigen, festzunehmen und dann zu dem Eingeständnis gezwungen zu werden, daß man sich getäuscht hat. Aber wir taten, was in unserer Macht lag. Wir hielten Crochard unter fortgesetzter Ueberwachung; wir durchsuchten seine Zimmer und die seiner Geliebten nicht bloß einmal, sondern oft. Bei einer Gelegenheit als er den Festungswall bei Vincennes passierte, überfielen ihn unsere Agenten und durchsuchten ihn unter dem Vorwande, ihn zu berauben.

Er ließ sich, wohlgemerkt, keinen Augenblick hinters Licht führen. Er wußte ganz genau, was wir vorhatten und wonach wir suchten. Er wußte auch, daß er in ganz Europa nirgends wagen dürfte, auch nur ein einziges dieser Juwelen zu verkaufen. Wir mutmaßten, daß er versuchen würde, sie in dieses Land zu bringen, und machten daher ihre Zollbehörden. Denn wir wußten, daß er hier alle, bis auf den größten, nicht nur ohne Gefahr verkaufen könnte, sondern auch zu einem weit höheren Preise, als er in Europa dafür erhalten würde. Wir verschlossen ihn, wie wir glaubten, jeden Ausweg — und dann war er mit einem Male verschwunden.

Zwei Wochen lang hörten wir nichts — dann hörte man von der Geschichte dieses Drouet, der durch einen Hieb auf die Hand getötet worden war. Auf den ersten Blick erkannten wir darin das Werk Crochards, denn er allein unter den Sterblichen besitzt Kenntnis von dem Geheimnis des Giftes der Medici. Es ist ein entsetzliches Geheimnis, von dem er in seinem ganzen Leben nur ein einziges Mal Gebrauch gemacht hat — und zwar an einem Menschen, der ihn verraten hatte."

Pigot schwieg und fuhr sich mit der Hand über die Stirne.

„Wir verstanden nicht, welcher Zusammenhang zwischen Crochard und Drouet bestand," fuhr er dann fort, „Drouet war ein Kaffeehaussitzer, aber kein Verbrecher. Dann kam die Ermordung jenes Morel, als er sich in den Besitz des Schränkchens setzen wollte, und das gab uns die Handhabe zum Verständnis. Wir veranstalteten Nachforschungen über das Schränkchen, wir lernten seine Geschichte kennen und das Geheimnis seiner Konstruktion und gelangten zu einer Schlußfolgerung. Der Grund meiner Reise nach Amerika ist, festzustellen, ob diese Schlußfolgerung richtig ist."

„Was ist das für eine Schlußfolgerung?" fragte Grady, der all diesen Ausführungen mit augenscheinlicher Ungeduld zugehört hatte, die in starkem Gegensatz zu meinem eigenen atemlosen Interesse stand. Denn ich hatte bereits erraten, um welche Schlußfolgerung es sich handelte, und ich zitterte vor Aufregung.

„Nach unserer Theorie," erwiderte Pigot, ohne seine Rede im geringsten zu beschleunigen, „befinden sich die Michaelowitsch-Diamanten in diesem Schränkchen. Alles deutet darauf hin — und wir werden es bald sehen."

Während er das sagte, zog er aus seiner Tasche einen Stahlhandschuh, der auffallend demjenigen ähnlich sah, welchen Godfrey benützt hatte, und zog ihn über seine rechte Hand.

„Wenn man," bemerkte er lächelnd, „die Geheimnisse des „Unbesieglichen" ergründen will muß man sich zuvor wappnen. Bereits drei Männer haben mit ihrem Leben ihre Unbedachtsamkeit büßen müssen."

„Drei Männer!" wiederholte Grady erstaunt.

„Ja, drei," sagte Pigot und zählte sie an seinen Fingern auf. „Erstens der Mann, der sich d'Aurelle nannte, aber in Wirklichkeit ein Erpresser namens Drouet war; zweitens Bantine, der Kunstkenner; und drittens jener Morel. Von diesen dreien ist ja nur Bantine von Bedeutung — sein Hinscheiden ist höchst bedauerlich, und ich bin überzeugt, daß Crochard darüber außerordentlich bekümmert ist. Er würde wohl auch meinen Tod bedauern, aber jedenfalls habe ich nicht die Absicht, der vierte zu sein. Nein!" — Er zog den Handschuh sorgfältig zurecht.

„Entschuldigen Sie," sagte ich, unfähig, länger im Schweigen zu verharren. „Das ist alles so wundervoll — so verblüffend — wollen Sie uns nicht noch mehr verraten? Nach was suchten diese drei Männer? Nach den Juwelen?"

„Sie kennen die Tatsachen so genau wie ich," antwortete er etwas sarkastisch. „Sie wissen, daß Drouet den Tod fand, als er ein Päckchen Briefe suchte, die eine große Dame aufs gefährlichste kompromittiert haben würden; Sie wissen, daß Herr Bantine vom Tod ereilt wurde, als er versuchte, das Geheimfach zu öffnen, dessen Geheimnis ihm durch die Zofe derselben Dame verraten worden war, weil sie eine Belohnung dafür zu erhalten hoffte; Morel wurde durch die Hand Crochards selbst getötet, weil er ein Verräter war und den Tod verdiente." —

Immer verblüffter starrte ich ihn an. Welches Geheimnis, sagte ich mir, war vor diesem erstaunlichen Mann sicher? Oder setzte er die Geschichte nur aus den einzelnen Stücken zusammen, die ihm bekannt waren?

„Aber auch jetzt noch," stammelte ich, „kann ich es nicht verstehen. Wir haben das Geheimfach geöffnet — es war keine Giftvorrichtung darin. Wie kommt es, daß trotzdem Drouet und Bantine durch eine solche den Tod fanden?"

„Sehr einfach," antwortete Pigot kalt. „Drouet und Bantine fanden den Tod, weil die Zofe der Frau Herzogin die linke Hand mit der rechten verwechselte. Das Fach, in dem die Briefe steckten, befindet sich an der linken Seite des Schränkchens, sehen Sie her!" — Er drückte auf die Federn, faßte den kleinen Griff und zog die Schieblade heraus. — „Sie werden bemerken, daß die Briefe verschwunden sind, denn die Lade wurde von der Herzogin in Gegenwart von Herrn Lester geöffnet, der ihr in ritterlicher Weise gestattete, sich wieder in den Besitz ihrer Briefe zu setzen. Das Fach, das Drouet und Herr Bantine öffneten" — bei dieser Stelle verschärfte sich der Ton seiner Stimme ein wenig unter dem Druck der hohen Erregung — „befindet sich auf der anderen Seite des Schränkchens, genau symmetrisch, durch eine ähnliche Vorrichtung zu öffnen. Aber es besteht ein gewaltiger Unterschied. Das erste Fach kann man ohne jede Gefahr aufmachen, das andere wird durch das tödlichste Gift behütet, das die Welt je gesehen hat. Jetzt merken Sie auf, meine Herren!"

Von einer fast schmerzhaften Aufregung getrieben, war ich aufgestanden und hatte mich neben ihn gestellt. Während er sprach, beugte er sich über die Tischplatte des Schränkchens und drückte auf der rechten Seite drei Finger auf gewisse Verzierungen. Man hörte ein scharfes Klappen, es fiel ein kleiner Handgriff heraus, genau wie es auf der anderen Seite geschehen war.

Pigot zögerte einen Augenblick — jedermann würde vor diesem schrecklichen Wagnis einen Moment innegehalten haben! — dann faßte er mit fester Hand den Griff und zog ihn rasch heraus.

Ich hörte ein scharfes Klirren, wie von Metall auf Metall, und die Schieblade war herausgezogen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Pigot, kalt und unerschütterlich, hielt uns lächelnd seine Hand hin, die kein Zittern der Erregung verriet — seine bewährte Hand. Und ich sah, daß auf ihrer Rückseite zwei kleine Einbuchtungen sichtbar waren. In jeder derselben entdeckte ich einen Tropfen einer roten Flüssigkeit — blutrot war sie, wie ich bei mir sagte, als ich gebannt darauf starrte. Welche Nerven von Stahl besaß doch dieser Mann. Plötzlich schoß ein warmes Gefühl der Bewunderung für ihn in mir auf.

„Diese Flüssigkeit, meine Herren," sagte er auf seine liebenswürdige Art, „ist das wirksamste Gift, das je ein Mensch hergestellt hat. Diese zwei anscheinbaren Tropfen würden eine ganze Menge Menschen töten — würden sie auf der Stelle töten. Sein Geruch verrät seinen Ursprung" — wirklich war die Luft von dem Geruch bitterer Mandeln erfüllt — „aber das Gift, das gewöhnlich aus dieser Quelle herrührt, hält keinen Vergleich mit diesem da aus. Es soll von Renn, dem berühmten Mörder des Herzogs von Anjou, entdeckt worden sein. Seine Herstellung gehörte, wie man annahm, zu den verlorenen Künsten, aber das Geheimnis wurde von jenem Crochard wieder entdeckt. Es gibt wirklich kein Geheimnis, das vor ihm sicher wäre; die Geschichte der Kriminalistik — die Geheimnisse und Kenntnisse der großen Verbindung des Verbrechens, die seit vielen Jahrhunderten existiert, und deren Vorhandensein nur wenige Menschen überhaupt ahnen — alles das ist ein offenes Buch für ihn. Das verleiht ihm seine furchtbare Macht. Kein Mensch kann ihm standhalten. Selbst das Geheimnis dieses Fachs war ihm bekannt, und er machte es sich zunutze, als er es benötigte."

Pigot schwieg, in Gedanken versunken; und es war mir als sehe ich mit ihm lange Reihen des Verbrechens, die sich bis in die Vergangenheit hinab erstreckten — entsetzliche Reihen wie in einem Kirchhof, auf dem sich Grab an Grab anschließt, wo man bei jedem Schritt auf ein Geheimnis oder eine Tragödie stößt. Hier aber waren die Geheimnisse alle aufgedeckt, die Tragödien alle aufgeklärt.

Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf, und ich hatte das Gefühl, das auch Pigots Gedanken den gleichen Weg wandelten. Aber nun wandte er sich wieder dem Schränkchen zu.

„Nun, Herr Simmonds," sagte er in verändertem Tone, mit frischer Stimme, „wenn Sie so freundlich sein wollen, die Schieblade einen Augenblick in dieser Lage festzuhalten so will ich der Schlange die Giftzähne ausbrechen. Es ist nicht die geringste Gefahr dabei," fügte er hinzu, als Simmonds, wie leicht zu verstehen war, zauderte.

Beruhigt faßte Simmonds den Griff der Schieblade, während der Franzose ein winziges Fläschchen aus der Tasche zog.

„Etwas weiter heraus," sagte er, und, als Simmonds mit sichtlicher Anstrengung die Lade in ihrer vollen Länge herauszog, fuhren zwei dünne Metallspitzen aus dem Schränkchen heraus. „Das sind die Zähne," sagte Pigot. Er hielt das Fläschchen unter die eine Spitze und dann unter die andere, wobei seine andere Hand vorsichtig dahinter langte — „Das Gift ist durch Kapillarwirkung an seinem Platze festgehalten, aber ich treibe es heraus, indem ich hinten die Luft hinzutreten lasse, so, sehen Sie?"

Er stand wieder aufrecht und hielt das Fläschchen gegen das Licht. Es war bis zur Mitte mit der Flüssigkeit angefüllt.

„Das würde genügen, um Frankreich zu dezimieren," sagte er, steckte den Stöpsel sorgsam hinein und versorgte das Fläschchen in seiner Tasche. — „Lassen Sie die Lade los, bitte, Herr Simmonds," setzte er hinzu.

Sie sprang auf der Stelle wieder hinein, und der kleine Griff schnappte hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Im Barbierladen.

Von

Gräfin Brockdorff.

(Nachdruck verboten.)

Der Sonnabend Nachmittag in dem kleinen Küstendorf gehörte dem Barbier. Alle Partiestoppeln, die im Laufe der Woche gewachsen waren, fielen da unter seinem scharfen Messer. Am Sonntag mußte jedes Seemannsgesicht so glatt wie eine Frauenhaut sein. Der Barbier war ein kleiner, schmächtiger Mann, der irgendwo aus dem Innern des Landes an die See verschlagen war. Seit Urväters Zeiten kamen die Barbiere immer aus einem andern Bezirk. Erstlich hätte kein Fischerssohn diesen Beruf ergriffen und zweitens durfte nur ein Fremder die geheiligte Nase der Eingeborenen in die Finger nehmen. Ja, diese Nase! Sie hatte ihrer Länge wegen einen Ruf, wurde mit Stolz betrachtet und gab dem Manne erst das rechte Ansehen. Sie war das Zeichen reiner Rasse und man pflegte zu sagen: „Er ist ein Klissower, ich kenne ihn an seiner großen Nase." Wurde ein Kind geboren, so sagte die weise Frau zuerst nach der Nase und sagte dann befriedigt: „Sein Vater kann es nicht verleugnen, es hat seine Nase."

Erst, wenn dieses festgestellt, empfand die Mutter volle Freude über ihren Sprößling.

Die Klissower hatten einen fast griechischen Nasentyp, der ihnen den Nachbardörfern gegenüber etwas Würdevolles gab. Diese besaßen kurze, dicke Riechorgane und sollten engherzig und dumm sein, wie die Langnasen behaupteten.

Die klassische Linie, ob griechisch oder römisch, verlangt aber ein glattrasiertes Gesicht, um richtig zur Geltung zu kommen. Dies empfanden die Fischer wohl instinktiv und waren daher am Sonntag so glatt geschoren wie möglich, was freilich mit jedem Wochentage nachließ.

Der Barbierladen war also am Sonnabend Nachmittag der Versammlungsplatz der Männer, an dem sie nach Herzenslust schwatzten, während einer auf den andern warten mußte. Die Männer vom Stande kamen frühzeitig. Es waren stattliche Leute, die ernsthaft redeten und für ihr Geld viel Kneipen und Seifenschaum verlangten. Der kleine Barbier nahm sich Zeit mit ihnen, arbeitete sehr sorgsam und erhielt von ihnen die neuesten Nachrichten, die er im Vertrauen weitersagen durfte. Das Tagesgespräch begann meist mit einem Seufzer über die schlechten Zeiten und rann dann gemütlich weiter, bis es gegen Abend beim Lampenschein lebhafter und ausgelassener wurde.

Kapitän Klas Hansen und Kapitän Paulsen, zwei alte Amerikafahrer, waren immer die ersten Kunden. Kapitän Klas Hansen liebte, von den guten Taten Verstorbener zu erzählen, während Paulsen ein Freund erotischer Geschichten war. Die beiden alten Leute sagen gemütlich beisammen und schwatzten, bis der Barbier alles fertig hatte. „Die arme Seele", seufzte Hansen, „nun ruht sie längst von aller Erdennot aus". Er dachte dabei an seiner verstorbene Schwester, die von ihrem betrunkenen Manne so oft Prügel bekommen hatte.

„Ja, ja, Hansen", seufzte Paulsen als Antwort, „das war eine böse Sache, als Hinrik Jensen geboren wurde."

Klas ging sogleich auf seines Freundes Gedanken ein. „Ich war damals auf See, Hansen, erzähl' mal", forderte er ihn auf.

„Es ging um die Nase, Klas. Als Hinrik geboren wurde, war nur ein Versprechen von einer Nase da. Soviel man auch zog und zupfte, es blieb nur ein winziger Ansatz, und die Mutter war in tausend Aengsten. Als Vater Jensen heimkam — er machte eine Fahrt nach Schweden — erklärte er, das Kind sei nicht von ihm. Sie hätten seit Urväter Zeiten die größten Nasen im Dorf, der Bastard müsse fort. Als Tante Luise von der Sache hörte, stürzte sie gleich zu Jensens. „Das ist Gottes Wert", sagte sie ernst, „und für das Kind ist es besser eine kleine Nase als zwei große im Gesicht zu haben. Was sollte es auch mit denen anfangen!"

Ueber diese Rede tobte Jensen erst noch mehr, dann legte sich aber sein Zorn, und er behielt das Kind im Hause. Die Nase hat sich später ganz gut ausgewachsen, wenn sie auch für die Familie klein blieb."

„Tante Luise war wie Brodersens Feigenpflaster, sie heilte alle Risse und Wunden. Im Dorf ist niemand mehr, der ihr an Güte gleich kommt," erwiderte Kapitän Klas und setzte sich schwerfällig auf den Barbierstuhl nieder.

Nach diesen beiden Standespersonen erschienen die Kunden zweiten und dritten Ranges. Der kleine Barbier arbeitete rascher und sein Lehrbursche rührte den Seifenschaum ein. Am Abend war der Laden am vollsten. Von der Tür bis zu dem Ofen, auf dem das Wasser kochte, stand es Kopf an Kopf. Jeder neue Ankömmling stellte sich hinter den Vorhergegangenen und rückte Schritt für Schritt vor, bis er auf den Barbierstuhl kam und in frisch rasiertem Sonntagsglanz erstrahlte. Der Schwatz war in vollem Gange. Sie sprachen vom Meer und den täglichen Interessen, die damit zusammenhingen, denn in aller Adern rollte Seemannsblut.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210414029/fragment/page=0001

„Kapitän Wilm hat die feine Ladung nach Christiansund bekommen, gestern stach er in See."

„Der Viktoria Luise ihr Topprmast ist zehn Meilen von Land gebrochen. Sie kam schwer herein."

„Heute morgen kehrte Korsen von Stettin zurück, er soll dreißig-tausend verdient haben."

„Und die Möwe" verteilte hundert Mark Gewinn an jeden Mann."

„August Störten sagte es meiner Schwester Mine Mann und Johann Schmidt erzählte —"

„Wer erzählt das?"

„Ja — erzählte es Großmutters Vater. August Störten lügt, so wahr das Wasser den Berg herunterfließt. Die Möwe verteilte nicht soviel, daß es zu einem steifen Grog und zu einer Pfeife Tabak reicht."

„Der Nächste auf den Stuhl, vorwärts, oder ich kann mit Euren Stoppeln heute Abend nicht mehr fertig werden" mahnt der Barbier und schärfte sein Messer. Das Stimmengewirr hält an.

„Friedrich Hagens Jüngster fiel über Bord und wäre beinahe ertrunken."

„Der intime Bengel macht immer Dummheiten, er verdiente mal eine Tracht Prügel."

„Jochen Vogel hat nach seines Vaters Tode einen schwarzen Streifen um sein Boot gemalt. Seitdem hat er kein Glück mehr. Beim Fischzug geht ihm nichts ins Netz. Das hat ihm der Teufel eingegeben."

„Ja, ja, der Teufel, der hat manchem einen Streich gespielt!" sagt ein neuer Ankömmling. „Ich denke nur an meinen Großvater."

„Dein Großvater Thomas?"

„Jawohl, der war es. Er sah mal bei einer Fahrt nach Kiel jemand auf dem Meer schwimmen und fischte ihn auf, weil er ihn für schiffbrüchig hielt. Als er ihn an Bord hatte, bemerkte er den langen Schwanz und wußte, wen er sich gefangen hatte. Nun hieß es, ihn auf gut Art wieder los werden. Großvater legte also sein Gesicht in freundliche Falten und sagte sehr entgegenkommend: „Mein guter Mann, wenn Du etwas Böses getan hast und Deinen Verfolgern entwischt bist, bin ich der Letzte, der Dich ausliefern würde. Setz Dich in dieses Faß, das ist ein gutes Versteck." Der Teufel freute sich mächtig und kroch ins Faß, denn er war tüchtig müde. Schwimmen in Seewasser ist er nicht gewöhnt. Als er ihn im Faß hatte, ging Großvater ans Werk und begann Löcher darein zu bohren.

„Was tust Du?" fragte der Teufel.

„Ich will Dich nicht darin ersticken lassen, lieber Mann" antwortete Großvater und bohrte ein so großes Loch, daß des Teufels Schwanz hindurch gehen konnte. Wenn ich ihn daran packen kann, dachte er, dann habe ich gewonnenes Spiel, denn des Teufel Stärke sitzt im Schwanz.

„So, mein Lieber, jetzt kannst Du es Dir bequem machen", sagte der Ohm und wartete und wartete, bis der Schwanz aus dem Loch herausging. Dann hackte er ihn mit dem Beil ab. Wie der Schwanz stink über Bord sprang und das Faß ihm nachrollte, denn der Teufel mußte den Schwanz wieder haben!!

„Fischte er ihn auf?"

„Wohl, aber mit vieler Mühe!! Großvater sah ihn am Deckel des Fasses schwimmen und hörte eine Stimme rufen:

„Der Teufel ist schlauer als die ganze Welt, aber ein Kissfomer wird selbst mit dem Teufel fertig!"

Der kleine Barbier tratzt, bis das letzte Kinn so weich wie eines jungen Mädchens Wange ist. Dann schließt er den Laden und hat eine Woche Zeit, über all die Geschichten nachzudenken, die er heute hörte . . . . .

Was berühmte Männer über das Rauchen sagen.

Von
Alfred Mello.

(Nachdruck verboten.)

Seit drei Jahrhunderten ist der Tabak bei uns heimisch. Er ist Vielen ein unentbehrlicher Freund geworden. Es wäre unmöglich, eine Statistik aufstellen, welch vielseitige geistige Anregung das Tabakrauchen Gelehrten und Künstlern gegeben, wieviele Diplomaten dabei schwerwiegende Entschlüsse gefaßt und wie in geselligen Kreisen durch den aromatischen Duft der Zigarette die Unterhaltung lebhafter und angeregter wurde.

Goethe, der Dichterheros, war Nichtraucher. Selbst in dichterischer Form hat er seine Abneigung gegen das Rauchen kundgegeben und darüber in einem der Venetianischen Epigramme bemerkt:

„Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Biere: Rauch des Tabacks, Manzen und Knoblauch und Fr."

Wohl läßt er im „Faust" beim Osterspaziergang einen Schüler sagen: „ein starkes Bier, ein beizender Tabak und eine Magd in Putz, das ist nun mein Geschmack", aber diese Charakteristik bedeutet nicht sein eigenes Empfinden, denn wir wissen durch seinen Musenfreund Knebel, daß ihm Goethe erklärte, das Rauchen mache dumm und unfähig zum Denken, es sei nur für Müßiggänger und solche, die Langeweile haben notwendig.

Herzog Karl August von Weimar, Goethes fürstlicher Freund, rauchte mit Vorliebe eine der damals noch wenig in Mode gekommenen Zigarren. Von ihm erzählt man das nette Erlebnis, wie er eines Tages vor der Hauptwache Alt-Weimars mit der schönen Opernsängerin Karoline Jagemann zusammentrifft, die über den aus den offenen Mahlzeitenfenstern dringenden, ihr lästigen Tabaksqualm weidlich schimpft, während ihr der Herzog belustigt zur Antwort gibt: „Schenke ihnen ein edleres Kraut und sie werden gern auf ihren Knaster verzichten." Friedrich der Große war ein leidenschaftlicher Schnupfer, das hatte er mit Napoleon I. gemeinsam. Kostbare Tabatieren mit Edelsteinen aller Art besetzt, bildeten seine besondere Freude — wenn sie mit bestem spanischen Schnupftabak auf, von dem der König stets einiges auf Lager hatte, gefüllt waren. Sein Kammerdiener hatte sorglich darauf zu achten, daß auf jedem Tisch im Arbeitszimmer des Königs stets eine gebrauchsfertige Tabatsdose vorhanden war.

Der alte Blücher trennte sich nur schwer von seiner Tabakspfeife, wie auch Moltke, der große Strategenlenker, gern seine Zigarre rauchte. Er gab einst, über den Unterschied zwischen Mensch und Tier befragt, die charakteristische Antwort: „Kein Tier raucht."

Als Moltke während der Schlacht von Königgrätz aus der ihm von Bismarck angebotenen Zigarrentasche in aller Ruhe die beste Sorte prüfend auswählte, mußte Bismarck, daß die Dinge trotz der bedrängten Lage der Preußen noch immer gut standen. Schon von seiner Göttinger Studentenzeit her hatte Bismarck die lange Tabakspfeife besonders liebgewonnen. Er hat sie nach jeder Tagesarbeit in Friedrichsruhe mit besonderem Vergnügen geschmaucht, während seine Gäste beim Rauch ihrer Zigarren den bedeutsamen Worten des ersten Kanzlers lauschten.

Auch Fritz Reuter konnte ohne seine Studentenpfeife nicht leben; wollte er dichten, so ging das eben nicht ohne Tabaksqualm; alle seine köstlichen Erzählungen wurden um so leichter zu Papier gebracht, je mehr der Schornstein rauchte.

Unsere neuen Dichter und Schriftsteller sind meist Freunde einer guten Zigarre oder Zigarette. Rudolf Herzog sagt, die Zigarre sei ihm bei der Arbeit unentbehrlich. Paul Scheerbart und Johannes Schlaf meinten dasselbe. Auch Peter Altenberg war Raucher, erklärte aber: „Tabak ist kleinmütig", während der bekannte Romanschriftsteller Georg von Ompteda als Gegner des Tabakrauchens bekannt ist.

Goethe gab dieser Abneigung einst so scharfe Prägung, daß er einen unbekannten vornehmen Besucher bald zur Tür hinauskomplimentierte, weil er ihm zu stark nach Tabak gerochen.

Sonderbare Verjüngungsmittel.

Der Wunsch der Verjüngung und Lebensverlängerung, der in letzter Zeit durch die Steinachsche Methode und verschiedene andere Versuche neu belebt worden ist, wohnt im Menschen soweit wir zurückblicken können. Nicht nur Aerzte und Naturforscher, sondern auch Priester und Philosophen, Wundertäter und Quacksalber haben sich mit dieser Frage aufs eifrigste beschäftigt, und die Vorschriften sind zahllos, die eine Verlängerung des Lebens, ein Hinausschieben des Alterns versprechen.

In einer Abhandlung „Ueber Altern und Verjüngung" in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" empfiehlt Dr. Lick allen jenen eine Beschäftigung mit diesem ungeheuren Gebiet, die sich das menschliche Leben einmal von der ergötzlichsten Seite ansehen wollen. Zaubertränke, Goldtinkturen, Wunderbetten, Uebertreibung in der Lebensführung bis ins Lächerliche gehen an uns vorüber. Immer das gleiche Ziel: die Verlängerung des Lebens, das wirklich Erreichte aber oft das Gegenteil. An die Statistik darf man sich nicht wenden, wenn man für die Möglichkeit einer Lebensverlängerung sichere Anhaltspunkte gewinnen will. Wir erfahren daraus, daß das Lebensalter des Menschen immer das gleiche gewesen ist, so weit wir zurückblicken. Auch heute noch gibt es vereinzelte Menschen, die 100, 120, ja 150 Jahre alt werden. Es gibt mehr alte Frauen als Männer, aber die ganz hohen Alter sind bisher nur bei Männern beglaubigt. Diesen nüchternen Zahlenreihen entnimmt jeder, was ihm gerade gutdünkt. Der Feind des Alkohols findet, daß nüchterne Leute am längsten leben. Aber wie viele Trinker haben ein hohes Alter erreicht! So hören wir von dem Lothringer Chirurgen Politman, der 140 Jahre alt wurde und noch am Tage vor seinem Tode seine eigene Frau an einem Krebsleiden operierte. Dieser Mann soll von seinem 25. Lebensjahre an nicht einen Tag nüchtern gewesen sein. (?) Eine gewisse Elisabeth Dureux trank täglich bis zu vierzig Tassen Kaffee und wurde dabei 140 Jahre alt. Ehefreunde und besonders Frauen behaupten, die Ehe sei das beste Mittel der Lebensverlängerung und Lebensverjüngung. Alle Männer, die ein hohes Lebensalter erreichten, waren verheiratet, oft vielfach verheiratet. So heiratete z. B. der Franzose de Longueville, der 110 Jahre alt wurde, mit 99 Jahren zum zehntenmal und wurde mit 101 Jahren Vater. (?) Anhänger des Junggesellentums aber weisen daraufhin, daß gerade die im Zölibat lebenden katholischen Priester durchschnittlich mit das höchste Lebensalter erreichten. Viele, die ungewöhnlich alt werden, schreiben dies einer bestimmten Lebensweise zu. Wenn wir aber genauer hinsehen, was alles da verjüngend wirken soll so sind es die verschiedenartigsten und gegen ähnlichsten Dinge. Der eine lebt vegetarisch und trägt Jägerhemden, der andere hält Fleisch für das beste Nahrungsmittel, dieser meidet Alkohol und Tabak, jener sieht in diesen beiden Sorgenbrechern Lebensverlängerer. Der eine müllert fleißig und stählt seine Muskeln, der andere hält mit Kant eine erheiternde Lektüre für gesünder als körperliche Bewegung usw. Auf einem Grabstein der römischen Kaiserzeit schreibt der 115 Jahre alt gewordene Tote sein langes Leben der Tatsache zu, daß er sich bauernd dem Anhauch junger Mädchen aussetze. „Als ich mich einige Monate in Amerika aufhielt," erzählt der Verfasser zum Schluß, „machte gerade ein Verjüngungsmittel großes Aufsehen, das ein findiger Mann in Chicago vertrieb. Er fing vom Dache seines Hauses den Sonnenschein in Flaschen auf und verkaufte ihn um einen Dollar die Flasche. Der Mann machte glänzende Geschäfte. Und ich bin Ketzer genug, zu glauben, daß dieser vergnügte Schwindler mehr Menschen geholfen hat, als viele in pharmazeutischen Fabriken hergestellte hochwissenschaftliche Medikamente. Die Klugen lachten und die Dummen, wie überall in der Mehrzahl, glaubten. Beides aber, Lachen und Glauben, wirkt außerordentlich lebensbejahend und damit lebensverlängernd."

Theater im Reich.

Leipziger Uraufführung.

Aus Leipzig schreibt unser Mitarbeiter: Ein junger Schweizer, Oskar von Arx, kam mit einem fünfaktigen Volksstück „Die Rot-Schwizerin" im Leipziger „Alten Theater" zu Worte. Es ist eine Bauerntragödie von sehr derbem theatralischem Wuchs, wobei sich der Verfasser in dem Nachteil befindet, daß Karl Schönherr den „Weibsteufel", „Frau Suttner" bereits geschrieben hat. Zwar ist Schönherrs Sprache so wenig echt wie die des C. von Arx; aber der Tiroler Theaterherrgott schminkt die feine raffinierter auf echt und wuchtig. Die naturalistische Sprechweise der Schweizer Bauern rutscht wiederholt ins Romanhaft-Romantische aus oder auch ins Klischee. Arx macht rechtschaffenes Theater, fugenblich schäumend und noch ungewitzt. Er kann sich an Handlungen und Konflikten gar nicht genug tun. Aber die Fülle der Geschehnisse die Ueberladung mit bewährten Motiven stehen in einem bedenklichen Mißverhältnis zur erzielten Wirkung und Ergriffenheit. Handlung ist eben noch nicht identisch mit Menschengestaltung, ja nicht einmal mit guten Rollen. Das Stück erdrückt förmlich in Tragik und tragischen Motiven. (Was man so tragisch nennt). Im ersten Akt wird der Vater, der alte Königsbauer, vergiftet, weil seine inbrünstige Hand den Sohn von der Rot-Schwizerin reißt, die er zur Frau nehmen will. Im zweiten Akt erfährt man eine unsittliche und düstere Familiengeschichte: Liberi, der Sohn des Königshofbauern, und seine Frau, die Rot-Schwizerin, sind Geschwister. Mittlerweile kehrt Liberi, der unter Napoleon in den russischen Feldzug gezogen ist, um den Vatermord abzusühnen, nach fünfjähriger Abwesenheit heim. Die Frau versagt sich dem Liebeshungrigen. Der ahnungslose Mann und die um das Blut schändlerische Geheimnis wissende Frau —: das gibt starke Theater. (Dritter Akt.) Im vierten Akt tritt ein neues Motiv hinzu: die Bäuerin führt dem Manne die eigene Magd zu damit er an ihr seine Sehnsucht, ein Kind zu haben, stille. Im fünften Akt ist die Rot-Schwizerin wiederum anderer Sinnes; sie bereut ihr Opfer. Blutschande hin, Blutschand her, das Blut verlangt sein Recht und fragt nicht viel nach der Schande. Aber der Liberi wendet sich von ihr ab, da er offenbar die flachsköpfige Magd vorzieht. Die Rot-Schwizerin begräbt ihr Leid in dem See. Dieser Schwall und Schmulst von Tragik, die hier nur zur Hälfte wiedergegeben wurde, ist bei Zugänglichkeit des Verfassers zugute zu halten. Theatralisches Temperament ist zweifellos vorhanden. Möglich, daß hier der Karl Schönherr des Schweizer Landes heranwächst. Ein freundlich gestimmtes Haus rief den Autor, der sich zeigen konnte.

Hans Natonek

Uraufführung in Chemnitz.

In den Chor der Stimmen, die um die soziale Frage tanzen, mischt sich auch Bernstein-Sawersky mit seinem vierakt'gen Schauspiel „Das Tor zum Paradies". Nur daß er nicht Luftschlösser baut, sondern alle auf Treibhaustempo berechneten Abhilfeversuche seitens der Intellektuellen in ihrer inneren Haltlosigkeit erkennt (neue religiöse Gemeinschaft — politischer Kommunismus) und dafür eintritt, daß erst die Zeit in der Seele der Massen die Werte reifen lasse, an die sie glauben können und werden. Vom dramatischen Standpunkt aus mag man die sichere Bühnentechnik des Verfassers betonen.

Herrn Seipps Regie war den Nebeneinanderspinnen zahlreichster Fäden vollkommen gewachsen und gab den in ihrer Realistik recht bunt gewürfelten Szenen als Rahmen einfache und starke Bilder von lebendigster Gruppierungsmöglichkeit. Die Darsteller taten viel an schärfster Charakterzeichnung. Reichlicher Beifall lohnte sie und vielleicht auch Herrn Bernstein.

M. E.

Literatur.

Quellen und Studien. Herausgegeben vom Osteuropa-Institut, Breslau. Abt. I. Heft 4. Entwicklungsgang der russischen Industriearbeiter bis zur ersten Revolution (1905). Von Professor Dr. Goebel. — Abt. I, Heft 5. Die russische Industriearbeiterschaft von 1905 bis 1917. Von Dr. Siegfried Köhler. — Abt. III 3. Die Kupfer- und Schwefelerze von Osteuropa. Von Dr. Fritz Behrend. — Abt. III, 4. Die Oelschiefer des europäischen Rußlands. Von Dr. L. von zur Mühlen. Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1521.

Das Interesse, das die bisher erschienenen Bände der vom Osteuropa-Institut herausgegebenen „Quellen und Studien" gefunden haben, zeigt, daß ein Bedürfnis zur Kenntnis Osteuropas, die ja auch für unser künftiges Wirtschaftsleben von besonderer Bedeutung ist, in weitesten Kreisen vorliegt. So werden auch die neuen Veröffentlichungen lebhaft begrüßt werden. Das 4. und 5. Heft der Abteilung „Recht und Wirtschaft" behandeln die russischen Industriearbeiter chaft bis zur ersten Revolution 1905 (Professor Dr. Goebel) und von 1905 bis 1917 (Dr. S. Köhler). Goebel hat während zweijähriger täglichen Zusammenarbeit mit russischen Arbeitern und dann als deutscher Handelssachverständiger in Rußland sich genauste Sachkenntnis erworben. Seine Ausführungen ermöglichen insbesondere auch Verständnis für das bolchemistische Rußland, dessen Grund während der ersten Revolution gelegt wurde.

Sämtliche Hefte dürfen als wichtiger Beitrag zur Kenntnis Osteuropas wärmstens empfohlen werden.

„Der fremde Vogel." Ein Frauenroman unserer Zeit von Friedel Merzenich. Aus der Sammlung „Deutsche Romane zeitgenössischer Dichter". Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Der fremde Vogel ist eine Französin, die während des Krieges als Frau eines in Frankreich noch internierten gehaltenen Deutschen zu ihren Verwandten nach Berlin kommt. Flügelmatt sucht Suzanne zunächst bei ihrer Schwägerin Elisabeth Schutz, aber nach rascher Erholung von den Leiden und Entbehrungen des Internierungslagers erwacht ihre eigentliche Natur und sucht Befriedigung im Rausch des Augenblides. Besonders reizvoll ist der Gegensatz dieses leichtherzig lebensgierigen Kokettentums zu der stillen Hausfrauentreue der deutschen Schwägerin geschildert. Doch auch die Männerherzen, die sich von dem farbenprächtigen fremden Vogel betören lassen, werden von seiner inneren Flatterhaftigkeit schwer entäuscht. Mit feiner herzhafter Kunst hat die durch ihre Romane „Das Tor der Wünsche" und „Das Schiffermännchen" bekanntgewordene Dichterin dies schillernde Frauenschicksal gestaltet. Aus persönlicher Erfahrung heraus bietet sie in fesselnd geführter Handlung ein scharfgesehenes Bild uns fremder Wesensart und stellt ihm warmherzig die Innerlichkeit deutschen Menschtums gegenüber. Ein starkbewegter Frauenroman, in dem sich zwei gegensätzliche Volkscharaktere künstlerisch spiegeln.

Artur Brausewetter. In Lebensfluten und Tatensturm. Roman. Verlag von Martin Warneck, Berlin.

Ein Nachkriegsroman. Trotzdem er mitten im Weltkrieg spielt. Der Held ist ein als untauglich entlassener Offizier, der als Ingenieur auf einer großen Werft unterkommt. Er hat eine Erfindung gemacht, eine Torpedowelle, die der Besitzer der Werft verwertet. Die neue Welle erlebt zuerst ein Fiasko; der Erfinder wird von der stolzesten Höhe seiner Erwartungen — er sieht sich schon als Gatte der schönen Tochter des Werftbesitzers — herabgeschleudert; er wird schwer krank. Die Leidenszeit läßt ihn innerlich gesunden; er wird von neuem mit seiner Arbeit beginnen und das Mädchen heimführen, das ihn liebevoll dem Leben zurückgegeben hat. Brausewetter hat es von je verstanden, seinen Helden und Heldinnen Ausdruck und Leben zu verleihen, er zeichnet geschmadvolle und lebendige Gesellschaftsbilder; er trifft den Ton im Gesellschaftsmenschen des Werftbesitzer genau so sicher wie die Melodie der Arbeit auf der Werft. Mit feiner Psychologie schildert er das Erkennen und Erwachen in der Seele des jungen Ingenieurs, zart und behutsam läßt er in dem Arbeitsmenschen Spielthöfer die Liebe Karla Madelaij entstehen. Es ist gute Unterhaltungslektüre, die Brausewetter bietet; sein neuer Roman wird zweifellos seinen Freudenkreis vergrößern helfen.

St. F.

Der nationale Gedanke in der deutschen Geschichte. Von Oberstudienrat Dr. Edmund Bassenge. R. Voigtländers Verlag in Leipzig 1.21.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 53, Fernruf 4630 u. 4636.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210414029/fragment/page=0002